

# Ofenmär

Autor(en): **Steenken, Eduard H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **75 (1949)**

Heft 52

PDF erstellt am: **17.05.2024**

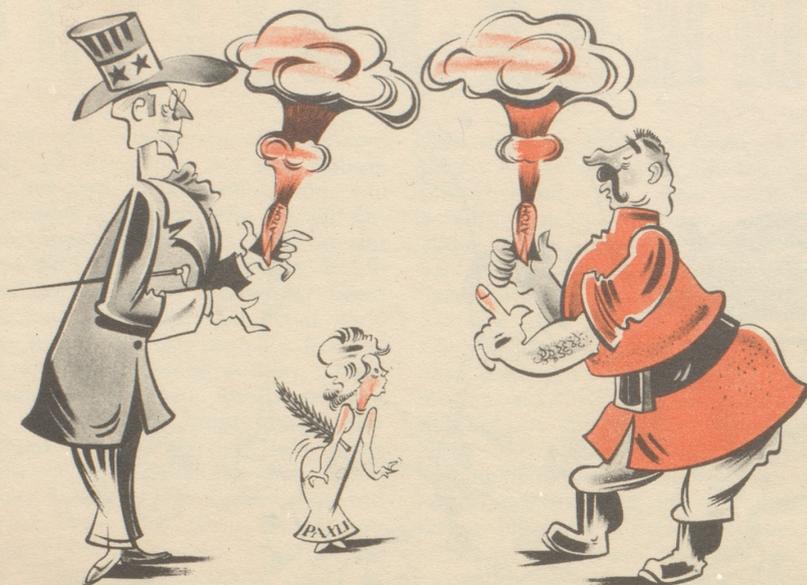
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-488881>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



E. Leutenegger

### «Die Friedensgarantie»

«Darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten?»

## OFENMAR

«Du weißt», schrieb mein Freund, der Forscher, «daß ich nun endlich, dank der N.-Stiftung, nach Amerika fahren kann. Dort soll mein lang gehegter wissenschaftlicher Traum, die Zahn-Caries bei den Pampflu-Indianern zu erforschen, in Erfüllung gehen. Ich bin glücklich und teile Dir folgendes mit. Mein kleines Haus am Rande der Stadt steht Dir nun ganz zur Verfügung. Du magst Dich darin wohlfühlen, von den Musen Herzen lassen, aber vor allem will ich Dir ermöglichen, daß Du Dein Hauptwerk zum glücklichen Ende führen kannst. Gib Acht auf das Haus; hole die letzten Birnen herein und respektiere die große, mannshohe Vase aus der Tschung-Dynastie. Sie ist ein Familienerbstück ...»

Das war ein glückverheißender und wahrer Freundes-Brief. Ich dankte und zog schon am dritten Tage ins Haus meines Freundes. Wenn ich ehrlich sein soll, muß ich sagen, daß es mich ein wenig enttäuschte. Es war eng und zügig und lange vor mir hatten sich andere Lebewesen eingenistet, nämlich Spinnen, Ratten und Fledermäuse. Ich vertilgte das Ungeziefer mit Pillen, vergifteten Ködern und Fallen. Gottseidank konnte ich es vernichten; aber ich muß gestehen, daß ich eine ganze Woche im Schweißje meines Angesichtes arbeitete.

Endlich war das Haus reingefegt, ich stellte meine Schreibmaschine auf, füllte die mannshohe Vase aus der Tschung-Dynastie mit Eichenzweigen, brachte über meinem Schreibtisch eine Maxime von Laotse an — denn das schien mir stilecht in Bezug auf die Vase — legte

Schreibpapier zurecht und rieb mir die Hände. Es konnte losgehen.

Doch heute blies der erste kalte Nordwind und ich beschloß, den Ofen anzuzünden. Herrlicher Ofen, gekachelt und in drei Zimmer hineingebaut. Auf der Bank aus blauen Delfter Platten würde ich mich nach getaner Arbeit ausruhen und von China träumen. Ein Reisighäuflein war bald geschichtet, Brikett und größeres Holz bereitgelegt und ritsch das Streichholz entzündet. O sanftgeheiztes Zimmer, Behagen, Frieden. In meiner Phantasie sah ich mich schon dasitzen, von der gütigen Wärme umhüllt.

Doch siehe da: der Ofen zog nicht. Ich erneuerte meinen Versuch und verbrauchte auf diese Weise wohl eine halbe Streichholzschachtel. Schließlich blies ich in das Feuerloch, blies und blies, bis ich dunkelrot anlief. Doch der Effekt war der, daß es aus dem ominösen Loch sozusagen wieder herausblies und daß ich über und über mit schwarzem Ruß bedeckt war. «Da soll doch gleich ...», so murmelte ich und führte ein langes Schüreisen ein, das ich heftig hin und her bewegte. Es schien sich etwas zu bewegen, dann fiel mit heftigem Klirren etwas auf den Rost. Es war erstaunlich und märchenhaft. Es war ein Topf mit Himbeermarmelade und es roch ein wenig schimmelig-süßlich.

Offenbar war ein Geheimfach zur Aufbewahrung wertvoller Konfitüren in dem Ofen angelegt und es war klar, daß diese Gegenstände den Luftzug unterbanden. Aber wo war die Tür zu diesem Geheimfach? Ich legte das Ohr gegen die Wand und hörte nichts anderes als meinen eigenen Atem, ich

fuhr die Tapete entlang, in der Hoffnung, auf einen mysteriösen Knopf zu stoßen; schließlich legte ich mich platt auf den Bauch und schob meinen Kopf sorgfältig in das gähnende Loch hinein. Zu sehen war nichts, ägyptische Finsternis herrschte; ich piff gar (so machen es die Matrosen, damit der Wind komme) und flüsterte: «Nun wird's aber Zeit, daß Du Dich anständig benimmst.» Als ich zurück krebste, stieß ich die mannshohe Vase aus der Tschung-Dynastie um. Sie zerbrach in fünf Teile. Die Tatsache aber, daß mein Freund unter Umständen jahrelang seinen Caries-Forschungen bei den Pampflu-Indianern obliegen würde, tröstete mich schließlich.

Wieder schichtete ich neues Holz und versuchte die Flamme anzulegen. Doch war alles vergebens, denn kaum hatte das Papier ein wenig zu brennen angefangen, als es auch schon wieder erlosch. Es war, als puste ein hämischer Hausgeist, der im Ofen wohnen mußte, mein Flämmchen von oben immer wieder aus.

Da hatte ich nun ein Haus mit einem ungewöhnlich dicken Ofen und fro elend.

Ich wiederholte meine Versuche am zweiten und dritten Tage, ich versuchte es erfolgloserweise mit Petrol und Brennspritus, und daher beschloß ich am vierten Tage von oben durch den Kamin in den Ofen einzusteigen. Ich hatte zu diesem Zwecke einen Tagelöhner gemietet — einen Mann in den besten Jahren —, der das Tau hielt, an dem ich hing. Ich hatte ihn gebeten, im Falle eines Unglücks sofort die Feuerwehr zu benachrichtigen.

Die Expedition war äußerst aufschlußreich. Der Ofen war ein sogenanntes Häuschen im Hause, er hatte Nischen und Alkoven, in denen recht erstaunliche Dinge aufgestapelt waren. So fand ich eine Krinoline, eine Büste von Diderot, die Gesammelten Werke von Gotthelf, Töpfe, Bilder und Regenschirme und endlich gar ein Grammophon englischer Konstruktion mit einer Plattensammlung, die das Etikett «Brandenburgisches Konzert Nr. 2 von Johann Sebastian Bach» trug.

Bis wir den Kram hinaufgehievt hatten, war es Mitternacht und der Tagelöhner verlangte den doppelten Lohn.

«Dafür haben Sie auch morgen schön warm ...», tröstete er mich.

Aber auch am andern Morgen war nicht der geringste Effekt zu konstatieren. Ich ergrimmte — man wird das verstehen —, schlug die Fäuste gegen das Kachel-Ungetüm — als es plötzlich klingelte. Ein Telegramm. Von meinem Freunde, aus Chicago:

«Vergaß Dir mitzuteilen, daß Ofen im Hause Zierofen ist und nicht brennt. Dein Gustav.»

Jetzt höre ich das «Brandenburgische Konzert Nr. 2 von Johann Sebastian Bach» und erwärme mich innerlich.

Eduard H. Steenken